

# Der Übersetzer



Herausgegeben vom Verband deutschsprachiger Übersetzer  
literarischer und wissenschaftlicher Werke e. V. und der  
Bundessparte Übersetzer des VS in der IG Druck und Papier

Straelen  
Mai/Juni 1983  
20. Jahrgang Nr. 5/6

Klaus Birkenhauer

## Wozu Textverarbeitungs-Computer beim Übersetzen?

Ein Vortrag

Das in Straelen entstehende Übersetzer-Kollegium bietet dreierlei:

- Appartements für Übersetzer und Berater,
- eine große Fachbibliothek und
- Mikro-Computer für die Übersetzungsarbeit und ihre Dokumentation.

Es soll eine internationale Arbeitsstätte werden,  
- wo Übersetzer und Autoren aus allen Ländern der Welt zusammentreffen und,  
- während jeder mit seiner eigenen Arbeit beschäftigt ist, sich wechselseitig als Informanten dienen,  
- gegebenenfalls im Team ein größeres literarisches oder wissenschaftliches Werk übersetzen sowie  
- mit Hilfe unserer Textverarbeitungs-Computer die „Nebenprodukte“ ihrer Arbeit sammeln, ordnen und für andere Übersetzer zugänglich machen.

Solche „Nebenprodukte“ sind entweder (sehr hoch gegriffen)  
- eine komplette neue Terminologie für ein Fachgebiet, sofern sie dort bisher noch uneinheitlich oder lückenhaft war; oder auch (bescheidener)  
- ein simples kleines Fachglossar, das eigentlich immer während einer Übersetzungsarbeit entsteht, jedoch nur selten für andere greifbar wird; oder schließlich (und das ist für uns auf lange Sicht das Wichtigste)

- Ergänzungen der existierenden Wörterbücher, also unsere übersetzerischen „Funde“, und zwar zusammen mit ihrem Kontext und kurzen Anmerkungen, warum sie besser geeignet waren als eine der bisherigen Lösungen.

Denn die industrie-üblichen Fachglossare, die in der Kollegiums-Bibliothek natürlich auch gesammelt werden, helfen uns oft nicht weiter, weil sie nur die wirklich „harten“ Fachwörter enthalten, aber nicht die vielen Wendungen, die in ihrem Umkreis gebraucht werden.

Und wo es um die neueste Umgangssprache geht, lassen uns Lexika vollends im Stich. Denn bis die Umgangssprache in die Lexika aufgenommen wird, ist sie z.T. schon veraltet (und nicht wenige der sorgfältig gesammelten Ausdrücke müssen, nachdem sie ein paar Jahre in Gebrauch waren, vor dem Druck wieder gestrichen werden, weil sie nicht „überlebt“ haben).

In beiden Bereichen ist daher der Übersetzer ganz auf seine Findigkeit angewiesen, also entweder auf

- seine direkten und indirekten Kontakte zum Kulturbereich der anderen Sprache, oder auf
- Auskünfte von Kollegen, denen der problematische Ausdruck auch neulich Kopfzerbrechen gemacht hat.

Nur: woher nimmt er die Zeit, sich mit solchen „Feinheiten“ abzugeben? Denn die echten Freiberufler unter uns stehen ja immer schon in Verlagsverhandlungen über das nächste Buch, während das vorige noch in Arbeit ist. Und wenn sich dann dessen Übersetzung durch Recherchen oder durch terminologische Schwierigkeiten verzögert, wird der Termindruck noch größer. Deshalb besteht bei den heutigen Arbeitsbedingungen eines lite-

rarischen Übersetzers „normalerweise“ kaum Gelegenheit, interessante Arbeitsschritte, die schließlich zu einer Lösung geführt haben, aufzuzeichnen, die eigenen „Funde“ geordnet zu bewahren oder gar Glossare umgangssprachlicher Ausdrücke anzulegen. Obwohl dies Hilfen wären, die einem selbst oder den Kollegen für die spätere Arbeit sehr willkommen wären.

Ganz zu schweigen davon, daß solche Aufzeichnungen dazu beitrügen, das eigene Tun „durchsichtiger“ zu machen. Die Art, wie man sich zu einer Lösung vortastet, die Gründe, warum man eine Version verwirft und eine andere schließlich akzeptiert, all das ergäbe endlich einmal praktizierte Übersetzungstheorie und könnte vor allem jüngeren Kollegen nützen.

Eine „unnormale“ Gelegenheit, dies alles trotz Termindruck dennoch voranzutreiben und dabei sogar die eigene Übersetzerarbeit zu erleichtern und zu verbessern, bieten die Textverarbeitungs-Computer des Übersetzer-Kollegiums, die schon einige Kollegen dazu verführt haben, sich selbst welche anzuschaffen. (Wie schön wär's, wenn das Kollegium davon eine Provision bekäme!)

Die Erleichterungen jedenfalls sind vielfältiger Art:

- schon die erste Niederschrift gelingt schneller und schwere- loser als auf einer elektrischen Schreibmaschine, es wird ja keine Mechanik mehr bewegt, sondern man tippt „auf den Bildschirm“;
- außerdem tippt man „endlos“, nämlich ohne Trennungen; das Computerprogramm schiebt ein Wort, falls es zu lang wird, vom Ende der augenblicklichen Zeile selbsttätig in die nächste;
- aller Text auf dem Bildschirm läßt sich sofort (oder auch wesentlich später, wenn man ihn wieder „abrufen“) auf einfachste Weise bearbeiten - Übertippen, Wegstreichen, Einfügen oder Umstellen geschehen elektronenschnell;
- wenn eine Passage gestrichen ist, schließt das Programm den folgenden Text auf, ordnet die Zeilen neu an, und man hat wieder eine makellos übersichtliche Seite vor Augen;
- auch beim Einfügen von zusätzlichem Text wird die Bildschirmseite sofort neu gegliedert;
- und am Ende der Übersetzungsarbeit gibt man einem Typen- radprinter einfach den Befehl, den bisher nur elektronisch vor- handenen Text auszudrucken.

Welch eine enorme Entlastung dies bringt, kann man freilich nur dann richtig einschätzen, wenn man einmal ein paar Stunden so komfortabel gearbeitet hat; eine Vorführung im Laden oder auf einer Messe zeigt Ihnen zu wenig. (Und falls Ihnen gar ein Com- puter angeboten wird, der eine der eben aufgeführten Grund-Lei- stungen nicht bringt oder erst „demnächst“ bringen soll, Finger weg! - das ist dann Technologie von Vorgestern. Auch die soge- nannten Displays sowie die nur für Kurzsichtige benutzbaren Mi- ni-Bildschirme oder nicht schreibmaschinengemäße Tastaturen sind für uns vollkommen unbrauchbar.)

Damit sind aber erst die eher mechanischen Erleichterungen be- schrieben, und sie reichen meistens als Argument nicht aus, um die für einen Übersetzer teure Anschaffung eines Textcomputers zu rechtfertigen. Denn schließlich könnten sich ja mehrere Über- setzer zusammentun und - mit durchaus ähnlichem Ergebnis - gemeinsam eine sehr gute Schreibkraft beschäftigen.

Der zweite große Vorzug eines Textverarbeitungs-Computers liegt in seiner unbegrenzten Speicherkapazität. Selbst eine Über- setzung, die man schon „ausgedruckt“ und abgeliefert hat,



braucht man nicht zu löschen, sondern kann sie auf kleinen Magnetplatten (den sogenannten Disketten), die zwischen 40 und 120 Seiten fassen, aufbewahren und jederzeit weiter verändern oder anderweitig auswerten.

Nun sind allerdings wir Übersetzer nicht gerade die Zielgruppe, für die solche Textverarbeitungscomputer hergestellt werden. Im Gegenteil, diese Geräte sollen vor allem die Arbeit von Tippfräuleins wegrationalisieren, also z.B. aus Textelementen, die in der Korrespondenz einer Firma immer wieder vorkommen, abrufbare Bausteine machen, die, mit Adresse, Anrede und einigen individuellen Daten kombiniert, maschinell zu „Originalbriefen“ zusammengesetzt werden können. Für solche Bedürfnisse liefern alle Computerhersteller entsprechende Programme. Aber können damit auch die Wünsche der Übersetzer bedient werden? Meistens nicht.

Wir mußten uns deshalb unsere Anforderungen an ein Textverarbeitungssystem genau überlegen und einen Forderungskatalog für die Hersteller zusammenstellen; und dabei fragten wir uns natürlich zunächst: *Was tun wir eigentlich genau, wenn wir übersetzen?*

Erstens *tippen* wir meist unsere Übersetzung selbst – und dafür gibt es allerlei Erleichterungen, wie ich gezeigt habe.

Zweitens brauchen wir unsere *Sprachkenntnis*, die kein Computer wegrationalisieren kann – eine überdurchschnittliche Beherrschung der eigenen Sprache, und eine umfassende der Fremdsprache:

- die Kenntnis der Fremdsprache ist natürlich Voraussetzung;
- noch entscheidender aber ist, daß wir in der Muttersprache über möglichst viele Register verfügen; wir müssen uns in allen Sprachschichten bewegen können, von den etablierten bis zu denen der verschiedensten Randgruppen;
- oft müssen wir Zusammenhänge aus dem fremden Kulturbereich umschreiben, analog den unseren verändern oder gar einen neuen Sprachgebrauch prägen, der bisher unbekannt war;
- und diese Kenntnisse und Fähigkeiten müssen jederzeit parat sein, denn wir arbeiten ja unter Zeitdruck; hier können uns allgemeiner Notizen und Glossare helfen, die sich die Kollegen untereinander zur Verfügung stellen.

3. Für die rein *terminologischen* Schwierigkeiten gibt es Lexika – oft mit großer Zeitverzögerung, davon war schon die Rede;

- aber oft sind es gar nicht einzelne Wörter, die Kopfzerbrechen machen, sondern die sprachlichen Wendungen, die idiomatischen Ausdrücke, in denen sie vorkommen (denken Sie an einen englischen Lexikoneintrag über „do“);

- auch hier helfen, solange wirklich aktuelle, elektronische Lexika für den Einzelnen noch unerreichbar sind, nur aufgezeichnete Arbeitserfahrungen (von anderen und von uns selbst) weiter.

4. Die Entscheidung über die *stilistische* Richtigkeit eines Wortes oder einer Wendung hängt weitgehend von der gegebenen Sprachebene ab:

- hier geht es um die Üblichkeit oder Unüblichkeit eines Ausdrucks innerhalb der augenblicklichen Textumgebung;
- z.B. kann man natürlich für das ewige „said he, said she, said he“ neutral immer „sagte er, sagte sie, sagte er“ schreiben; es gibt aber auch einen Sprachstil, in dem diese Wörter ständig paraphrasiert werden: „gestand er, schluchzte sie, tröstete er“.

5. Die *Konkordanz* solcher stilistischen Maßnahmen, also ihre Wiederkehr im Verlaufe des Textes, muß natürlich auch bedacht und überprüft werden:

- wenn Stilfiguren nur einem Inhalt dienen, sollten sie unauffällig bleiben, also meist variiert werden;
- wenn sie sich dagegen ästhetisch verselbständigen und Signalcharakter annehmen, müssen sie an allen Stellen des Textes gleich bleiben,
- ja vielleicht sogar, falls irgendein anderes Kunstmittel aus idiomatischen Gründen unterging, verstärkt werden – gegen die Wörterbuch-Richtigkeit wechselnder Ausdrücke im Original.
- In der Praxis fällt uns Übersetzern oft erst ziemlich spät auf, daß bestimmte Wendungen einen solchen Signalcharakter haben, und dann beginnt das Blättern und Suchen – was der Textver-

arbeitungs-Computer sehr erleichtert: er findet jedes Vorkommen und ersetzt es nötigenfalls.

6. Schließlich, und nicht zuletzt, sollte auch der *Prosarhythmus* stimmen, und zwar

- nicht als ein klapperndes, metrisches Ti-tam-ti-tam,
- sondern als Rhythmus der vom Text heraufbeschworenen Vorstellungen, als Aufmerksamkeitsführung;
- denn oft müssen wir ja die Glieder eines Satzes mehrmals umstellen, bis endlich seine Perspektive stimmt und das Schwergewicht auf der richtigen Wortgruppe liegt;
- aber auch das geht, zumal man jedesmal gleich ein sauberes Ergebnis sieht, am Bildschirm mühelos.

Kurz, wenn im Laufe einer individuellen Übersetzungsarbeit eine Lösung entsteht, die man in ein besseres, umfassendes Wörterbuch aufnehmen möchte, dann nicht allein wegen ihrer inhaltlichen Kongruenz (die „versteht sich von selbst“), sondern weil sie auch stilistisch, im ständigen Test der Konkordanz und für den Rhythmus der Vorstellungen brauchbar war – und das sind lauter Dinge aus der Entstehungsgeschichte einer Übersetzung.

Bei der Protokollierung dieser gar nicht unwichtigen Entstehungsgeschichte leistet uns nun wieder der Textcomputer gute Dienste – im Grunde macht er sie überhaupt erst möglich:

- man schreibt zunächst eine vorläufige Version hin, weil einem noch nichts besseres eingefallen ist;
  - aber wenn man schon weiß, warum sie nicht genügt, schreibt man gleich den Grund dazu; und auch andere Assoziationen, die den gesuchten Ausdruck einkreisen helfen – es ist gestattet, sich unbegrenzt viele Gedanken zu machen;
  - denn sie stören das Manuskript nicht: man kann sie einklammern, und zwar
  - entweder mit besonderen Zeichen, die bewirken, daß der Inhalt dieser Klammerung nicht mit ausgedruckt wird,
  - oder mit anderen Zeichen, die dazu führen, daß das Computerprogramm sie wie eine Fußnote mit einer Nummer versieht und wegekopiert in eine andere Datei (wo man später, wenn man den Text wieder durchgeht, nachlesen kann, was man vor 267 Seiten mal beabsichtigt, aber noch nicht hingekriegt hat).
- Diese Entstehungsgeschichte ist selbstverständlich stark von der Textumgebung abhängig – sie ist autorenspezifisch;
- aber bei der Team-Arbeit an einem Gesamtwerk ist die Aufzeichnung autorenspezifischer Übersetzungs-Lösungen für die anderen Mitarbeiter des Teams äußerst hilfreich;
  - und das, was man Zeitstil nennt, ist schließlich nur eine höhere Stufe der Verallgemeinerung: es sind jene Gemeinsamkeiten, die über einen einzelnen Autor hinausreichen und auch für seine Zeitgenossen gelten.

Zum Schluß möchte ich noch auf einen Einwand zu sprechen kommen, der recht häufig zu hören ist; daß nämlich solche elektronischen Hilfsmittel zu einer Standardisierung oder zumindest Normierung der sprachlichen Ausdrucksmöglichkeiten führen müßten. Denn wenn den Übersetzern demnächst so ausführliche Glossare am Bildschirm zur Verfügung stünden, bräuchten sie nur noch nachzuschlagen, eine Wendung als die geeignetste herauszupicken und überhaupt nicht mehr kreativ zu sein.

Diese Befürchtung habe ich nicht, und zwar aus den Gründen, die ich bei der Beschreibung unserer Arbeitsweise genannt habe:

- aus stilistischen Überlegungen und wegen der Konkordanz in einem größeren Textbereich kann der Übersetzer meist keine einzige der gespeicherten Versionen direkt übernehmen,
- sondern er muß sie abändern, in den neuen Kontext einpassen und ihre Auswirkungen dort berücksichtigen;
- er kann also eigentlich bei seinen Wörterbuch-Anfragen immer nur die Wortfelder ansteuern – nie den einzelnen Ausdruck;
- je vielfältiger und reicher diese Wortfelder sind, umso besser und effektiver wird seine Arbeit vonstatten gehen, so daß es eines fernen Tages wirklich Spaß macht, sich am Bildschirm die anregenden, aus der Praxis stammenden Übersetzungsvorschläge anzusehen und
- dann doch zu verwerfen, denn das ist nun einmal der Hauptsport literarischer Übersetzer.

## Computer – lohnt sich der?

Lohnt sich die Anschaffung für den Übersetzer? Lohnt es sich überhaupt, darüber nachzudenken? Schließlich ist es nicht der Computer, der da übersetzt, sondern der Übersetzer. Dessen Arbeitstempo entscheidet darüber, wieviele Seiten er am Tag „machen“ kann. Erste Frage also: Kann der Computer denn überhaupt einen Zeitgewinn bringen?

Er kann nicht nur, er wird ganz gewiß einen großen Zugewinn an Arbeitszeit leisten. Um das zu verstehen, muß man zunächst einmal die beiden Arbeitselemente des Übersetzens voneinander trennen. Wir haben da die geistige und die manuelle Arbeit. Beide erfordern Konzentration, d.h. die manuelle Arbeit raubt uns einiges von der Konzentration bei der geistigen Arbeit des Übersetzens. Schauen wir einmal verschiedenen Übersetzern bei der Arbeit zu. Der eine arbeitet noch wie zu Opas Zeiten: er hat das Buch vor sich, rechts davon einen Schreibblock (neben dem dann noch das Wörterbuch liegt). Er überträgt nun Satz für Satz von Hand, später wird der ganze Text noch einmal korrigiert und schließlich fein säuberlich mit der Schreibmaschine abgeschrieben. Der Ärmste – er verdient nicht das Salz in der Suppe, geschweige denn die Wurst für aufs Brot. Der andere arbeitet etwas rationeller: er sitzt an der Schreibmaschine und übersetzt gleich „ins Reine“. Was dann nicht so „rein“ ist, wird mit Hilfe von Tippex und Federhalter ins Reine gebracht.

In der Zeit vom 19. bis 23. August 1984 wird der

### X. Weltkongreß der FIT

in Wien stattfinden. Der Kongreß steht unter dem Motto „Der Übersetzer und seine Stellung in der Öffentlichkeit“.

Fünf Arbeitsgruppen sind vorgesehen:

- Arbeitsgruppe 1: Literarische Übersetzer/  
Nichtliterarische Übersetzer
- Arbeitsgruppe 2: Übersetzer/Dolmetscher
- Arbeitsgruppe 3: Übersetzer/Terminologen
- Arbeitsgruppe 4: Theorie/Ausbildung/Praxis
- Arbeitsgruppe 5: Sprachmittler/Öffentlichkeit

Weitere Informationen erteilt das Kongreß-Sekretariat.  
Anschrift: Interconvention, Postfach 80, A-1107 Wien.

Arbeitet er überhaupt schneller als sein Kollege? Kaum, denn der kladdenschmierende Kollege kann wenigstens munter drauflos übersetzen, und wenn er Fehler macht (Übersetzungsfehler, Satzbau, Ausdrücke, die durch bessere ersetzt werden müssen usw.), dann kann er sie noch beheben, ohne neues Papier einspannen und alles von dieser Seite noch einmal abtippen zu müssen. Der größte Nachteil des „gleich-in-die-Maschine-Übersetzens“ liegt aber darin, daß man sich dabei nicht vollständig auf den Text konzentrieren kann, weil man sich ja auch auf die Schreibmaschine konzentrieren muß. Und als ich selbst noch so arbeitete, da mußte ich nach etwa jeder Stunde eine Erholungspause einlegen, weil ich mich nun einmal – wie wohl die meisten Menschen – nicht länger als eine Stunde lang völlig konzentrieren kann.

Diese Erkenntnis war dafür maßgebend, daß ich mich vor etwa anderthalb Jahren dazu entschloß, einen Textverarbeiter zu kaufen. Und das ist also die dritte Arbeitsmethode. Ich übersetze jetzt alles ins Unreine – genau wie Kollege Nr. 1 –, und anschließend korrigiere ich den Text im Speicher der Maschine. Später schreibt dann die Maschine – so, wie Kollege Nr. 2 – alles vollautomatisch und fehlerfrei ab. Für eine Seite braucht sie etwa eine Minute! Praktische Folge: ich arbeite nicht mehr unter dem Streß, alles gleich richtig machen zu müssen, ich kann sogar recht oberflächlich (und fehlerhaft – die Fehler können doch korrigiert werden, ehe der Printer den Text schreibt!) arbeiten, und deshalb kann ich jetzt auch viele Stunden ohne die früher notwendigen

Erholungspausen durcharbeiten. Zeitgewinn: diese Pausen, Korrekturzeiten mit Tippex (Original und Durchschläge), und vor allem auch das sonst öfters notwendige Abschreiben, wenn ich mal mit einer Seite nachträglich nicht mehr zufrieden war. In Zahlen ausgedrückt: seitdem ich mit einer Textverarbeitungsmaschine arbeite, schaffe ich bei gleicher Arbeitszeit und Anstrengung etwa 50% mehr.

Das spricht für die Anschaffung eines Computers. Jetzt kommt die Kehrseite: der Computer kostet Geld – viel Geld. Und ich übersetze nicht um zu übersetzen, sondern um davon zu leben. Die Kalkulation ist eigentlich recht einfach: wenn ich einmal nicht 50%, sondern nur 25% Mehrleistung ansetze, dann darf der Computer nicht mehr Geld kosten, als ich in einem Jahr zusätzlich durch ihn verdienen kann. Dann wird er sich innerhalb dieses Jahres selbst bezahlt machen, und im zweiten Jahr kann ich mein Einkommen mit seiner Hilfe um 25% steigern. Das ist aber eine Milchmädchenrechnung, wenn ich nicht genug Arbeit habe, wenn der Auftragsseingang nicht regelmäßig und somit nicht gesichert ist; und wenn ich gar keine Aufträge habe, dann sind 25% Mehrgewinn von 0 DM noch immer 0 DM.

Ein weiteres Problem ist das technische: viele Leute geben ja sogar gerne damit an, daß sie „zwei linke Hände“ haben. In Wirklichkeit gibt es so ungeschickte Leute gar nicht, die den Umgang mit technischen Geräten nicht lernen könnten. Wo ein Wille ist, da ist ja bekanntlich auch eine Hintertür. Allerdings muß man bei der Anschaffung eines Computers eine Anlernzeit mit einkalkulieren. Wer den Computer herumkommandieren will, der muß als erstes einmal „befehlen“ lernen. Die Bedienung des Autos ist keinesfalls leichter als die des Computers, trotzdem setzt fast jeder sich gerne hinter das Steuer, obwohl das Auto weit gefährlicher ist.

Also gut: ich hatte mich zur Anschaffung einer Textverarbeitungsmaschine entschlossen. Was kosten die Dinger? Als Unternehmer mit Einmannbetrieb konnte ich natürlich nicht gar so aufwendig planen wie etwa Bayer-Leverkusen. Als Limit setzte ich (vor anderthalb Jahren) den Betrag von 10.000 Gulden an (etwa DM 9.000.–). Da meine praktische Erfahrung gleich Null war, habe ich zunächst einmal Messen besucht und mich beim Handel informiert. Die Auskunft war überall gleichlautend: die Computer der eigenen Marke können alles, die anderen gar nichts!

Praktisch verwertbare Auskunft also fast Null. Ich habe mir eine lange Liste aufgestellt von dem, was ich von der Maschine erwartete, und darunter habe ich die Preise geschrieben. Schließlich habe ich mich für eine Olivetti ET 231 entschieden. Das ist eine Typenradschreibmaschine mit einem Pufferspeicher für etwa zehn Schreibmaschinenseiten. Pufferspeicher heißt zu Deutsch: man kann bis zu einer gewissen Seitenzahl (hier also zehn) speichern, solange die Maschine läuft. Nach dem Ausschalten hat sie wieder ein reines Gewissen, d.h. alles vergessen. Bei der Anschaffung erklärte mir der Vertreter aber, daß man in Kürze (jetzt, nach anderthalb Jahren!) einen Externspeicher herausbringen werde, auf dem ich permanent speichern könnte. Jetzt gibt es diesen Speicher: er kostet 7.500 Gulden, und man kann darauf nur spezielle Disketten von Olivetti verwenden, die nicht nur 34,- Gulden pro Scheibe kosten, sondern deren Kapazität auch nur ganze 30 Seiten ist. (Zum Vergleich: auf einer Diskette für den normalen Mikrocomputer speichert man etwa 100 Seiten, und die Diskette kostet nur ca. 10.- DM).

Ich war also mit Pauken und Trompeten hereingefallen (wobei ich aber sagen muß, daß die Maschine sich bei mir nach einem halben Jahr amortisiert hatte!). Der Reifall heißt in der Fachsprache: für diese Maschine wird keine Schnittstelle (das ist ein spezielles Verbindungskabel zu Außengeräten wie Speicher und Monitor) gefertigt, die auf andere Geräte als die von Olivetti passen.

Wer sich einen Computer anschafft, der sollte seinen Wortschatz zuvor um eine wichtige Vokabel bereichern: die „Kompatibilität“. Das ist die Anpaßbarkeit an andere Geräte, vor allem auch eines fremden Fabrikats. Um ein weiteres Beispiel zu nennen: Wang liefert gute, aber auch sehr teure Computer. (Sie stehen in

Straelen). Daran kann man aber nur einen Printer derselben Marke anschließen, und der kostet etwa 10.000 DM! Habe ich dagegen einen Computer von Commodore (Vorsicht, vgl. Anfrage-Notiz!), dann kann ich daran auch einen weit preiswerteren Drucker anschließen, z.B. den von Brother, der nur 2.500,- kostet.

Die Textverarbeitung steckt nur insofern noch in den Kinderschuhen, als das Angebot an textverarbeitenden Computern noch nicht sehr groß ist. Je mehr Firmen sich auf diesem Markt um die Kunden bewerben, desto preisgünstiger werden die Angebote sein. Komplette Textverarbeitungscomputer kann man heute ab etwa 10.000,- DM kaufen. Das ist ein Mikrocomputer mit Externspeicher und Daisywheel-Printer. Andere Printer (z.B. der Matrixprinter) sind des Schriftbildes wegen für Übersetzer untauglich. Ich nehme übrigens an, daß die Preise sich bis in etwa zwei oder drei Jahren noch auf die Hälfte reduzieren werden. Wer deswegen sagen wollte, daß er mit der Anschaffung noch so lange warten will, der muß dafür auch in Kauf nehmen, daß er solange auf seinem Durchschnittseinkommen hängenbleiben wird. Kaufmännisch gesehen eine Fehlkalkulation.

Kann man mehr Aufträge hereinholen, wenn man mit einem Computer arbeitet? Ich meine – ja. Die Redakteure unserer Verlage bekommen doch lieber ein sauber und fehlerfrei geschriebenes Manuskript als solche Manuskripte, die aufgrund der zahlreichen Tippexkorrekturen aussehen, als seien sie insgesamt von Hand geschrieben. Es ist nun einmal ein ungeschriebenes Gesetz, daß nur der sich auf die Dauer behaupten kann, der mit der Zeit geht und mit modernen Geräten arbeitet. Das gilt aber nur für die Industrie? Die Übersetzer-„Werkstatt“ ist nun mal ein kleiner Industriebetrieb! Und wie der Industrie-Unternehmer kalkulieren muß, so muß es auch – nach denselben Gesetzen – der Einmannbetrieb, der sich Übersetzer nennt.

Noch etwas, woran man bei der Anschaffung eines Computers denken sollte: in spätestens zehn Jahren wird in jedem Wohnzimmer ein Computer stehen. Man kann ihn für tausendundeine Sache einsetzen, vom Spielen über alle möglichen Berechnungen bis zur Textverarbeitung. Man sollte deshalb bei der Anschaffung nicht *nur* an die Zweckbindung zur Textverarbeitung denken.

Na, nu computern Sie man los!

#### Achtung – Commodore-Besitzer

Wer von den Kollegen hat sich ebenfalls einen Commodore-Computer angeschafft und hat, ebenso wie ich, ständig über Defekte zu klagen? Fabrikneuer CBM 8032 mußte in vier Monaten dreimal zur Reparatur!

Kontakte erbeten: Erwin Peters, Mijndenhof 42, NL 1106 GN Amsterdam.

Gebe auch gern ausführliche Auskunft vor Neuanschaffung.

#### Fundsachen

„Come To The World of Romance Fiction“: Mit diesem Slogan warb ein Verlag per Annonce um Übersetzerinnen und Übersetzer, „die moderne englische Liebesromane erfolgreicher Autorinnen perfekt und mit großem Sprachgefühl ins Deutsche übertragen können“. Weiter hieß es, der Stoff sei „sweet“, aber auch „spicy“. Je nun. Welcher literarische Übersetzer hat nicht über kuriose Umwege zu seinem Beruf gefunden.

Ein Student, der sich auf die Anzeige bewarb, erhielt einen fotokopierten Absagebrief, bei dem nur sein Name eingesetzt war – „überaus viele Zuschriften“, etc. So weit, so klar.

Pikant war nur eines: Der Student hatte in einer Bewerbung den Vornamen abgekürzt, aus seiner Zuschrift ging also nicht hervor,

ob da Männlein oder Weiblein schrieb. Und prompt sah er sich durch den Verlag angeredet als „Sehr geehrte Frau XY“ . . .

Falls jemand noch grübeln sollte, wie der Fall zu interpretieren sei, oder gar feministische Umtriebe wittert – dem hilft vielleicht ein anderes Zitat auf die Sprünge. Unter der Überschrift „Wie Hausfrauen was dazu verdienen können“ läßt BILD DER FRAU am 5. 4. 83 u.a. Hansi Herting (42, zwei Kinder) zu Wort kommen: „Englisch war mein Lieblingsfach in der Schule. Nach einigen Kursen an der Volkshochschule bekam ich Mut. Ich hab’ mich einfach bei einem Verlag als Übersetzerin von amerikanischen Kurzromanen beworben. Für 30 Seiten bekomme ich 100 Mark. Meine Schreibmaschine steht im Kinderzimmer. Da übersetze ich und kann gleichzeitig meine Zwillinge betreuen.“

C. Bernd Sucher

#### Gewinne aus Discount-Tantiemen

*Dramaturgen und Regisseure als Übersetzer und Bearbeiter*

Fritz Kortner machte den Anfang. Schnell fanden sich Nachahmer: Rudolf Noelte zum Beispiel und Peter Zadek. Heute fordern nicht mehr allein die sogenannten großen Regisseure eigene Einrichtungen, Neuübersetzungen oder neue Bearbeitungen alter Übersetzungen für ihre Inszenierungen; alle wollen etwas Neues. Auf den Spielplänen unserer Theater findet man nur selten noch Übertragungen von anerkannten Autoren. Diese Hausse alter, mit neuen Worten versetzter Texte ist schwerlich mit der Freude der Theaterleute zu erklären, die den Text bei der Übertragung besonders gut kennenlernen.

Zwischen dem Deutschen Bühnenverein und den deutschen Theaterverlagen gibt es eine verbindliche Tantiemen-Vereinbarung, nach der die Bühnen in vier verschiedene Kategorien, der Höhe ihrer Etats entsprechend, eingeordnet sind. Das heißt, daß alle Bühnen je nach Einstufung jedem Verlag die gleiche Summe, eben einen gewissen Prozentsatz von den Einnahmen der jeweiligen Aufführungen, zahlen müßten, erwerben sie das Inszenierungsrecht für ein Stück. In der Praxis hat sich jedoch durchgesetzt, daß die Verlage Rabatte geben. Diese Nachlässe können jene natürlich am großzügigsten gewähren, die nicht viel Geld in die Arbeit der Übersetzer investiert haben. Die anderen, die, wie der Verlag der Autoren oder der Fischer Verlag, sich dafür einsetzen, aktuelle, unverfälschte, nach Möglichkeit philologisch kommentierte, schlicht: richtige Übersetzungen anzubieten, haben bei diesem Preiskampf meist das Nachsehen. Ihre (berechtigten) Forderungen sind vielen Theatern zu hoch. Hans-Joachim Pavel vom Drei Masken Verlag in München nennt dieses Unterbieten der Tantiemenforderungen den „dümmlichsten Konkurrenzkapitalismus“.

Nun gibt es aber in diesem Streit nicht etwa bloß einen glücklichen Gewinner, den Billig-Verleger. Da nämlich kein Theater eine schlechte, veraltete Übersetzung aufführen will, so preiswert es sie auch bekommen mag; und weil jeder Regisseur, jeder Dramaturg ein bißchen Englisch und ein bißchen Französisch kann, in der DDR aufgewachsene jüngere Künstler auch Russisch sprechen, irgend jemand in jedem Theater wohl zudem noch einen Schweden kennt, machen sich viele Dramaturgen und Regisseure daran, alte Übersetzungen zu verbessern. Das Angebot, das sie sowohl den Verlagen als auch den Intendanten und Verwaltungsdirektoren der Stadt- und Staatstheater machen, ist einfach: Genommen werden soll jene Übersetzung, für deren Aufführungsrechte die geringsten Tantiemen verlangt werden. Diese Texte könne man dann aktualisieren, verständlicher machen . . .

Diese Selbstlosigkeit ist indes weniger rührend, als es zunächst und oberflächlich betrachtet aussieht. Ist schon gar nicht die Reaktion der Theaterleute auf die drastischen Sparmaßnahmen in den Kulturhaushalten von Ländern und Kommunen. Die



Bearbeiter-Übersetzer („Deutsch von ... auf der Grundlage einer Übersetzung von ...“) wollen keineswegs leer ausgehen bei der Tantiemenausschüttung. Das heißt: Der bevorzugte Billig-Verlag muß nicht nur den Theatern Sonderkonditionen einräumen, sondern an seinen geringen Einnahmen auch noch die Bearbeiter beteiligen.

Dieses Verfahren hat in den letzten Jahren in den Theatern der Republik viele Freunde gefunden, während die Verleger, die neue Übersetzungen bei anerkannten Autoren in Auftrag geben, diese Entwicklung eher zornig verfolgen. Karlheinz Braun vom Verlag der Autoren ist „sehr geschockt“. Es sei „deprimierend, daß Übersetzungen, die jahrelang erprobt sind“, den Arbeiten von Leuten weichen müßten, die „in vier Wochen plündern und zusammenstopfeln“. Helmar Harald Fischer vom Fischer Theaterverlag nennt die Bearbeitungen und die schnellen Übersetzungen (ganz häufig nah an bereits publizierten Übertragungen) eine „Schande“. Peter Urban, renommierter Übersetzer aus dem Russischen und ebenfalls beim Verlag der Autoren, wird noch deutlicher: „Eine Krankheit, eine Frechheit!“ nennt er, was seit einiger Zeit geschieht. Er schließt nicht aus, daß der Verlag bald schon keine Aufträge für Übersetzungen mehr vergeben werde.

Ein Beispiel solcher Bearbeitung ist seit wenigen Tagen im Münchner Residenztheater zu hören. Chefdramaturg Jörg Dieter Haas und Regisseur Erwin Axer veränderten die 1912 von Emil Schering übersetzte Strindbergsche „Nach Damaskus“-Dichtung. Manchmal haben sie den zuweilen ein wenig umständlichen Text der Vorlage verbessert, doch weit häufiger sind unsinnige Variationen und neue Fehler.

Aus „mit einem Wort“ ist nun „kurz und gut“ geworden, aus der „Gosse“ der „Rinnstein“, aus den „Angehörigen“ die „Verwandten“. Die knappe Bemerkung „Ich weiß nicht, ob der Bettler satirisch ist oder konfus“ wird umständlich verlängert zu „Ich weiß nicht, ob der Bettler scherzt oder vielleicht nicht ganz klar im Kopf ist“. Ärgerlicher sind die Unklarheiten, die die beiden Bearbeiter in die (zugegeben, nicht immer brillante) Erstübertragung hineinformulieren. Da sehnt sich der Unbekannte bei Strindberg danach, „zum Singen auf den Markt“ geführt zu werden, und wird von Haas und Axer „zum Singen und auf den Markt“ geschickt. Wo singt der jetzt? Und was macht der Arme nun auf dem Markt?

Oder: Im Original und bei Schering heißt es, daß es mörderische Nachmittage gebe, „wo die Seele aufhört, sich zu regen“. Haas/Axer korrigieren nicht etwa das fehlerhafte Relativadverb in „an denen“, sondern sie suchen krampfhaft eine neue Metapher. „... wo das Herz aufhört zu schlagen“ steht nun da. Aus Leere wird Tod.

Möglich, daß manche Bearbeitungen Verbesserungen enthalten. Aber ist nicht die Einrichtung eines Textes, die Überprüfung einer Übersetzung Pflicht von Dramaturgen und Regisseuren? Werden sie nicht (auch) dafür von den Theatern bezahlt und nicht allein für die Zusammenstellung von Programmheftaufsätzen, für die Arbeit mit Schauspielern?

Die Übersetzer und Verleger können sich bis jetzt kaum dagegen wehren, daß ihnen auf diese Weise die Tantiemen gekürzt, häufiger noch genommen werden. Gutachterprozesse, in denen der Vorwurf des Plagiats nachzuweisen wäre, sind ihnen zu teuer und zu unsicher. Aber Bühnenverein und Verleger sollten sich überlegen, ob verbindliche Absprachen zwischen ihnen möglich sind, um die Übersetzer zu schützen, Tantiemen-Rabatte zu erschweren und die Etikettierung von Dramaturgenbearbeitungen als eigene Fassungen zu verhindern.

Besser, unkomplizierter wäre eine andere Lösung: Die an diesem schwelenden Streit Beteiligten müßten sich endlich einstellen, wie weit sie der forsche, unsaubere, von kleinem Konkurrenzdenken geprägte Umgang miteinander entzweit hat im Bemühen um gute Aufführungen; wie wenig sie gegenseitig ihre Arbeit achten. Vielleicht führt diese Einsicht wieder zu den „guten Sitten“ (Braun), die früher einmal verbreitet waren – auch bei Übersetzern, Regisseuren, Dramaturgen und Verlegern.

Süddeutsche Zeitung, 11. März 1983

Kurt Heinrich Hansen

## Die Sinnlichkeit des Übersetzens

Fortsetzung aus Nr. 3-4/83

### Slang

Slang – was ist das? Wie wenig man das bei uns weiß oder sich Gedanken darüber gemacht hat, zeigt sich daran, daß wir uns nicht einmal über den Artikel einig sind. Die einen sagen *das*, die anderen *der* Slang. Auch geschrieben ist darüber wenig, und wenn, dann vor Jahrzehnten unter dem Oberbegriff „Alltagsdeutsch“ oder „Wie der Deutsche spricht“. Eins dieser Bücher, das sich „Deutsches Slang“ nennt, trägt den zweideutigen Untertitel „Eine Sammlung familiärer Ausdrücke“. Ausdrücke also, wie sie in der Familie üblich oder wie sie allgemein bekannt oder vertraut sind? Eine Art sprachliches Schatzkästlein?

Nun – Slang ist ein englisches Wort. Merkwürdig ist, daß man nicht weiß, wo das Wort herkommt oder was es bedeutet. Der Lösung am nächsten kommt wohl die Vermutung, daß „to sling the bat“ dahintersteckt. Bat ist das indische Wort für Umgangs-, Einheimischensprache, und so könnte „to sling the bat“ heißen: diese Sprache sprechen. Manche meinen, vom norwegischen „slenja-keften“ könnte es kommen, das bedeutet „to sling the jaw“, also „maulworfeln“ oder „fluchen“.

In den angelsächsischen Ländern ist Slang weiter verbreitet, gebräuchlicher als bei uns, wo er im strengen, eingegrenzten Sinne die Sprache von Einzelgruppen ist. Von „Eingeweihten“, die sich mit ihrer Art zu sprechen von der Gesellschaft absetzen und sich untereinander so zu verständigen suchen, daß Außenstehende nicht mitkriegen, was gemeint ist. Rotwelsch zu Beispiel, die Sprache von Stadstreichern, Tramps, Pennern, Tüppelbrüdern oder auch einzelner Berufsgruppen wie Schaustellern oder Artisten. Der Slang, schließlich, in der Drogenszene, in Diskotheken, Buden mit Spielautomaten und im Prostituierten-Milieu.

In diesem „strengen“ Slang figurieren etwa Bürger als *vegetables* (Gemüse). Hier kriegt man die *Frust* oder wird *gefrustet*, von „Frustration“. Ein Polizist, ehemals Bulle, Polyp, „einer von der Polente“ oder noch früher Sipo oder Udel, ist ein *Gorilla* oder *Pig*. Der Puls, an dem man mit dem Ohr dran ist, ist der *Poppuls*, und eins der neueren *Movies* (Kinostücke) auf der Popszene ist der Punkrock, zu deutsch *Zottelklamotte mit Kräuselpopf*. Man würde sich schon ganz gern mal *ne Oper reinton* (eine Oper ansehen), aber dazu müßten die *vegetables* *abgefrackt* und *entzobelt* werden. Drogen spritzt man sich nicht, kaputte oder *hippe* (von Hippie) Typen werfen vielmehr einen *Trip* ein – einen *Doppel-*, *Paper-* oder *Horrortrip*. Haschies machen sich einen *Schuf*, eine *Fixe*, drehen sich einen *Joint* (Marihuanazigarette) oder *scheinen ein*, daß der *Rasen federt*. Ein *Kringelfurz* (Moped) *heißt* an einem *Donnerschuppen* (großes Auto) *vorbei* (überholt es). Ein Mädchen, das früher mal Klasse, duftete, ein steiler Zahn, 'ne Wucht oder Spitze war, ist in jüngerer Zeit ein *Fetzer*. Ist an so einem Fetzer mehr dran oder hat sie mehr drauf, dann wird sie zum *Klopfer*, und da laufen dann die *Ins* (die „drin“ sind) und erst recht die *In-Ins* (die noch drinner sind) auf *full speed* heiß und *hotten sich ab*, „enthitzen sich“.

Vokabular dieser Art ist kurzlebig, ist fortwährend „überholt“ und wechselt schnell. Nicht so sehr, um die Tarnung aufrechtzuhalten. Eher aus Spaß oder *Daffke* an solchen Wortbosseleien. Aus Spaß am Gag, wenn einem so ein Ding wieder mal *beigegrutscht* ist: *der tickt nicht auf Vierviertel, der hat'n Knick in der Linse*. Es ist sprachlicher Übermut am Werk, oder auch Angeberei – es macht Laune.

Andererseits dienen solche „Wortbrutzeleien“ auch als Schibboleth, als Erkennungs- oder Lösungsworte. Kommt einer mit *Trip* *einwerfen* in Kreise, in denen neuerdings mit *Schnee gefixt* wird, dann verrät er sich als *out*. Das ist im Zuhälter-, Penner- und anderen Milieus der Halb- oder Unterwelt das gleiche. Wenn da einer *abschleppt*, wo längst *gekobert* oder anderes praktiziert wird, dann

wissen die Ins, daß sie es mit einem *Ungewaschenen* zu tun haben, einem *Ungetauften*, der dringend *getauft* werden muß, ehe er *ausflockt* (abhaut und „singt“ oder „verpfeift“).

Zu testen, inwieweit Slang als „Sondersprache“ schriftsprachlich bei uns verwendet werden kann, ist, da er kaum im Druck erscheint, so gut wie unmöglich. Möglich ist dies nur bei Übersetzungen aus Sprachen, die, wie das Englische und Amerikanische, von Slang durchsetzt sind. Wie kommt das Deutsche an diese extreme Form der Umgangssprache heran?

Da werden, stellt man fest, von den Übersetzern häufig Sprachen synthetisch zusammengemixt, die selbst für Romanfiguren kaum schmackhaft sein dürften. Arno Schmidt, um auf der Suche nach einer eigenen Slangform einen Ausweg aus diesem Dilemma zu finden, geht so weit, das Englische unübersetzt stehen zu lassen und es mit Anklängen ans Deutsche herüberzuholen. In *stummblynd*, meint er, läse sich das englische „stumbling“ (stolpern) mit – es geht um eine Person, die stumm, gegen die Sonne an blind ist und noch dazu stolpert. Für Schmetterling nimmt er „butterfly“ und macht, obwohl dies eigentlich „Butterfliege“ ist, *flutter by* (vorbeiflatern) daraus und außerdem *flotter Bey*. Auf die Frage: „Hat jemand App’tit uff Sardinen?“ läßt er antworten: „*Perhappes*“ – englisch „perhaps“ plus „happenweise“. Ein Hund kommt vor, der *bull das Pferd an*. Das ist „bellen“ plus „Bulle“ – ging das Pferd wie ein Bulle an. Bellen wird benutzt, als hieße das Imperfekt nicht „bellte“, sondern „ball“ (wie „stehlen – stahl“), womit in dem „bull“, die Tätigkeit des Hund-Bullen anschaulicher machend, das englische „balls“ steckt und so die sexuelle Note noch vernehmlicher anklingt.

Schmidt zieht auch umgekehrt deutsche Wörter ins Englische hinüber. So den Namen Kriemhild, die er *Creamhilled* benennt – die „cremig Gehügelte“. Damit deutet er freilich den Namen ins Gegenteil um, denn Kriemhild ist „die mit der Kampfmaske“. Er geht, wie sonst in seiner Prosa auch, mit diesem Verfahren auf Joyce zurück, wenn dieser etwa aus „grasshopper“ (Grashüpfer) den *gracehoper*, den „Gnadenhopper“ macht und aus „funeral“ (Begräbnis) – *funferal*, das dann „fun for all“ ist, Spaß für alle. Mit Slang hat das Schmidtsche Idiom gemein, daß es eine Eingeweihensprache ist, eine Art von linguistisch-intellektuellem Kunstslang, der außer vom Urheber von niemandem sonst verwendbar ist und somit nicht zur Erweiterung oder Verlebendigung der Sprache taugt.

Eben weil Slang in den angelsächsischen Ursprungsländern als Ausdrucksmittel ein so großes Gewicht hat, ist die sprachliche Situation dort eine ganz andere als bei uns. In unseren Wörterbüchern finden wir dieses Idiom eher negativ bewertend als „nachlässige, niedere“ oder „volkstümliche“ Umgangssprache oder Alltagsdeutsch gekennzeichnet. Das wäre – im Gegensatz zum „strengen“ – eine Art von „gemäßigtem“ Slang. Keine Geheim- oder Eingeweihensprache, sondern ganz allgemein die nur in Ausnahmefällen im Druck erscheinende Umgangssprache, die somit in den Kreis dessen einbezogen wird, was wir mehr oder weniger klar unter Slang verstehen.

Im Angelsächsischen arbeiten auch Autoren von so hohem Rang wie Faulkner und eben Joyce viel mit niederster Umgangssprache, mit Slang. Wenn dann aber der Faulknersche Satz „You’ve got a pistol in that pocket, I guess“ (Sie ha’m ’ne Pistole, schätz ich, da in der Tasche) in der deutschen Übersetzung als „Sie haben vermutlich eine Automatische dort in der Tasche“ erscheint, dann ist das weder Alltagsdeutsch noch Slang, sondern so verkorkst-schriftsprachlich, wie es nur sein kann. Nimmt man die Gestik dessen hinzu, der das sagt, dann ist es obendrein „falsch inszeniert“. Kommen also die Ausdrucksmittel des Deutschen gar nicht zurecht mit der Herausforderung durch den angelsächsischen Slang?

In einer im Zusammenhang sehr witzigen, zugleich aber (wie immer bei Joyce) hintergründigen Szene des ULYSSES kommen auf dem Glasnevin Friedhof in Dublin die Trauergäste an einem Grabmal mit einer vermutlich überlebensgroßen Chri-

stusfigur vorbei, und John O’Connell, der Friedhofsaufseher und zugleich „Hades“, erzählt ihnen von einem Mann, der hier seinen verstorbenen Freund Mulcahy suchte. Er sagt: „And, after blinking up at the sacred figure, *Not a bloody bit like the man*, says he. *That’s not Mulcahy*, says he, *whoever done it*.“

Wie schwer es ist, hier ans Umgangssprachliche heranzukommen, zeigt die Goyertsche Übersetzung:

„Und als er die heilige Gestalt angestiert hatte, sagte er: *Aber auch keine kleinste Spur von Ähnlichkeit. Das ist doch mein Leben nicht Mulcahy*, kannst sagen, was du willst.“

Aber auch in der neuen Übersetzung von Hans Wollschläger reicht die Umgangssprachlichkeit des Deutschen nicht ganz aus: „Ja, und wie er nun ausgiebig zu der heiligen Gestalt emporgeblinzelt hat, sagt er, *Also nicht das kleinste bißchen Ähnlichkeit. Nee, das ist Mulcahy nicht*, sagt er, *egal, wers gemacht hat*.“

Wollschläger schiebt also ein „ausgiebig“ ein und trifft mit „emporgeblinzelt“ nicht das „blinking up“ des Originals, wohl aber das „whoever done it“ mit „egal, wers gemacht hat“. Die Wendung mit dem allzu gewichtigen „Ähnlichkeit“, die beide haben, müßte heißen: „Nee, das ist der Mann nich. Das’ nich Mulcahy... egal, wers gemacht hat.“ Nur so kommt heraus, daß, wer dies gemacht hat, von Joyce her Gott selbst ist, denn die angesprochene Figur ist der Sohn Gottes.

Daß Joyce hier auch noch das in beiden Übersetzungen nicht vorhandene *bloody* hat („not a bloody bit like the man, says he“), legt erst die ganze Blasphemie dieser Stelle bloß. Aber „bloody“ ist genauso wenig übersetzbar wie die Masse deutschen Slangs ins Angelsächsische.

Dabei – es geht. Wollschläger, der die Herausforderung durch den angelsächsischen Slang voll angenommen hat, liefert selbst den Beweis dafür, daß deutscher Slang keineswegs synthetisch, artifizell oder papieren zu sein braucht. Daß er auch im Druck so „gesprochen“ sein kann wie in Kneipen, auf der Straße und im „Milieu“. Er tut es in eben seiner ULYSSES-Übersetzung, wo Stephen und seine Kumpels loszuckeln zu einer Saufpartie und in der Kneipe wild durcheinanderquatschen:

„Alle los zu ’ner Saufpartie, Arm in Arm, hollernd die Straße runter... Wo haste jepennt jestern nacht?... keenen blassen Schimmer... Hölle noch eens, verdammtes Gesocks! Haut ab, Kerls!... Mach mal ’n bißchen dalli... Leg mal ’n kleinen Zahn vor... Immer rin ins Gewimmel... Aua, det ging aufs Schienbeenen!... Wer schmeißt die erste hier?... Abgebrannt... Nischt wie Löcher in’n Taschen... Also, mich laust der Affe... Also wenn die einen ankiekt, bleibt einem die Spucke wech, garantiert... Holz vor der Tür... Besabbel mir nich meine nagelneuen Buxen... Und jetzt alle einen druff. *Ex!*... Da biste jeplättet, wat... Stockvoll... zwo Tage alkoheifro...“

Schön, dieses „alkoholfrei“ ins genaue Gegenteil verkehrt...

Fortsetzung folgt

## Zu Lorbeer wurde Daphne

In der TLS vom 15. 4. 1983 hat Robert Wells unter dem Titel *Daphne into Laurel: Translations of classical poetry from Chaucer to the present* eine von Richard Stoneman herausgegebene und im Verlag Duckworth erschienene Anthologie rezensiert.

Er beginnt mit einem Ausspruch, den Alexander Pope im Vorwort zu seiner Übersetzung der *Ilias* tat: „Ein bloß auf das Neue ausgerichteter ‚Intelligenzler‘ schätzt nur, was modern ist, ein ‚Pedant‘ aber nur, was griechisch ist“. Popes weitere Bemerkung, ein Übersetzer könne „immer nur hoffen, einigen wenigen zu gefallen“, habe heute noch weit mehr Gültigkeit als damals, denn

mit den Klassikern sei fast niemand mehr vertraut, und so seien auch ihre Übersetzungen, einst ein wesentlicher Bestandteil der englischen Literatur, in Vergessenheit geraten. Wells erwähnt auch die allgemeine Abneigung gegen die Lektüre langer Dichtungen, weshalb eine Anthologie wie *Daphne into Laurel* seit langem notwendig gewesen sei, denn die Geschichte der englischen Dichtung lasse sich ohne Berücksichtigung des Einflusses der Klassik gar nicht schreiben. Diese neue Sammlung sei daher auch ein Beweis für die große Bedeutung des Übersetzens für die englische Kultur.

Natürlich ist der Inhalt einer jeden Übersetzung durch das Original gegeben, doch der Translator steht immer vor der Frage nach den poetischen Mitteln der Wiedergabe. So wurde von Surrey der Blankvers für die Wiedergabe des zweiten und vierten Teiles von Virgils *Aeneide* „erfunden“, und ohne die verschiedenen Versionen von Pindar gäbe es weder die *Oden* von Collins noch die *Intimations of Immortality* von Wordsworth. Auch eine starke Beflügelung der Phantasie war die Folge klassischen Einflusses, man denke nur an die Wirkungen von Goldings Fassung der ovidischen *Metamorphosen* auf Shakespeare.

Wie der Titel *Daphne into Laurel* (Zu Lorbeer wurde Daphne) bereits deutlich macht, hat Translation mit Transformation zu tun. Eine gute Übersetzung steht für sich selbst, ist etwas Neues und befindet sich nicht im Status sklavischer Abhängigkeit, wie noch Dr. Johnson glaubte. Daß eine Umwandlung stattgefunden hat, muß man zwar hinnehmen, doch man kann es ohne Bedauern tun. Aber man darf sich mit ihr auseinandersetzen, denn der Übersetzer hat allenthalben seine Wahl zu treffen. Sie beginnt mit der Wahl der Methode, aus der dann Satz um Satz und Wort um Wort folgen. Verlangen kann man nur die Einheitlichkeit des Stils und der Atmosphäre.

Aus Stonemans Auswahl, deren Skala von enger literarischer Angleichung bis zu einer lockeren Nachahmung reicht, gehe nur mit Deutlichkeit hervor, daß der Ton nie genau der des Originals sein kann. (Leider verschweigt Wells, ob die Originaltexte beigegeben sind.) Der Ton kann dem Vorbild sehr nahe kommen oder von ihm weit entfernt sein – und im letzten Fall sogar zu größerem Erfolg führen. Auch der Übersetzer ist Dichter – Novalis nannte ihn sogar den „Dichter der Dichtung“, und als solcher kann er immer nur mit eigener Stimme sprechen.

Ben Jonsons meisterhafte Version jener Ode des Horaz, worin der alternde Dichter die Göttin Venus bittet, ihn nicht mehr zu quälen, erlaubt sich nur wenige Freiheiten, doch der Ton ist ganz und gar der von Jonson. Wells behauptet mit Recht, bei der Lektüre von Übersetzungen bestehe eine der Freuden in der Intimität, mit der sich nachspüren läßt, wo die Arbeit des Nachschöpfers begonnen hat und worin sie besteht.

Zum Schluß sieht sich Wells leider veranlaßt, eine „Vielzahl offensichtlicher Fehler der Sammlung“ zu nennen, sogar den Ausfall einer Zeile wie auch das Zusammenziehen zweier Verszeilen in eine. Schwerer wiegt wohl, daß die kurzen Informationen und Kommentare zur Einführung eines jeden Übersetzers „willkürlich und sogar manchmal falsch“ seien. Diese mangelnde Genauigkeit erzeuge ein gewisses Mißtrauen vor allem auch dann, wenn man in den Versen auf Unverständliches oder Verzerrungen stößt. Grundsätzlich aber sei das Buch leider „viel zu kurz“. Zwar seien Lyrik und Epigramme gut vertreten, die erzählenden, philosophischen und satirischen Werke erforderten jedoch längere Auszüge, um von der Qualität der Übersetzung den richtigen Eindruck zu vermitteln.

Auf eine Anthologie wie *Daphne into Laurel* sollte man sich trotz mancher Verdienste nicht verlassen müssen, und so hat sich denn auch The Arts Council in London bereit erklärt, den Nachdruck heute in England nicht mehr erhältlicher klassischer Werke zu unterstützen. Althilologen in Deutschland dürften ähnliche Überlegungen anstellen und die englischen Kollegen um die in Aussicht gestellten Neudrucke beneiden.

Franziska Weidner

## Bücher für Übersetzer

In England gibt es einen dem „Good Food Guide“ der fünfziger Jahre nachempfundenen **Good Book Guide**, also eine Konsumenteninformation über „empfehlenswerte“, „weniger empfehlenswerte“ und „nicht zufriedenstellende“ Druckwerke. Vor einiger Zeit wurden 35 Wörterbücher vom *Good Book Guide* unter die Lupe genommen und in verschiedene Kategorien aufgeteilt. 15 wurden als „empfehlenswert“ eingestuft, nachdem sie der *Guide* aufgrund einer Auswahl von „Testwörtern“ beurteilt hatte. Diese „Testwörter“, so die Herausgeber, „wurden von verschiedenen Wörterbuchbenutzern, Autoren und ‚Wortverbrauchern‘ geprüft“. Freiberufliche Schriftsteller, die die Absicht hätten, sich das eine oder andere dieser oft recht teuren Nachschlagewerke anzuschaffen, täten gut daran, erst einmal den *Guide* zu konsultieren, ehe sie ihr schwerverdiertes Geld investierten.

Nun zu den Testergebnissen: Als erste Kategorie fungierte das einsprachige Lexikon (höchster Preis £ 10.50). Darunter fielen das *Oxford Concise*, das *Chambers 20th Century Dictionary*, *Collins English* und *Webster's Third New International*. Über die verschiedenen Pros und Kons, die zu dieser Auswahl geführt haben, kann sich der zukünftige Käufer informieren: *Good Book Guide*, P.O. Box 400, London SW 8.

Zu den einzelnen Empfehlungen:

**Concise Oxford:** 40 000 Stichwörter, 75 000 Worteintragungen, 58 000 Definitionen. Der *Guide* hat jedoch folgendes zu bemängeln: „Es ist nicht immer einfach, gerade das Wort, was man sucht, schnell zu finden.“ „Das für £ 7.75 erhältliche Wörterbuch“, so der *Guide*, „ist jedoch das zuverlässigste für den allgemeinen Gebrauch“, nur eben, „daß man sich zuerst mit seiner Systematik vertraut machen muß.“

**Chambers 20th Century:** Hat 45 000 Stichwörter, 140 000 Worteintragungen, 150 000 Definitionen. „Es ist ebenfalls nicht so einfach zu benutzen wie andere Nachschlagewerke dieses Typs“, werden die Käufer gewarnt. „Und außerdem hält es dem ständigen Gebrauch nicht sehr gut stand“ (also es geht leicht aus dem Leim). Nichtsdestoweniger bekäme man „ein Paket in die Hand, das pro Pfund Eigengewicht die größte Anzahl von Wörtern und Definitionen bringt“ einschließlich einer Fülle „unerwartet interessanter Materials“. (£ 8.95)

**Collins English:** 90 000 Stichwörter, 100 000 Worteintragungen, 210 000 Definitionen. Der *Guide* empfiehlt es wegen seiner Aktualität, seiner Hinweise auf amerikanischen Sprachgebrauch, seiner biographischen und geographischen Informationen und wegen seines sparsamen Gebrauchs von Abkürzungen. Da es 1979 veröffentlicht wurde, ist es auf einem einigermaßen neuen Stand und, so der *Guide*, „man kann viel schneller genau das gesuchte Wort nachschlagen, weil die Stichwörterzahl größer ist als die anderer, vergleichbarer Werke“. (£ 9.95)

Es folgt nun die zweite Wahl:

**Longman Modern:** 60 000 Stichwörter, 72 000 Worteintragungen, 120 000 Definitionen. Gut ein Viertel des vorhandenen Umfangs wird von enzyklopädischen Eintragungen beansprucht, z.B. bekommt der Benutzer eine ganze Spalte über Afghanistan. Als Folge davon käme die Wörrerauswahl ein wenig zu kurz; vor allem mangle es an Eintragungen „obskurer sowie alltags-sprachlicher Wörter“. (£ 7.95)

**Webster's New Collegiate:** 90 000 Stichwörter, 95 000 Worteintragungen, 175 000 Definitionen. Der *Guide* meint, daß man die einzelnen Vokabeln nicht sehr leicht nachschlagen könne, „aber es geht mehr in die Tiefe“ – und gebe auch „für seinen Umfang sehr ausführliche Definitionen“. Außerdem habe es einen 177 Seiten umfassenden Anhang, mit dessen Hilfe man „über Menschen und Orte“ kurz, aber prägnant Auskunft bekomme. Das Wörterbuch wird Benutzern ans Herz gelegt, die sich über amerikanisches Englisch informieren wollen. (£ 10.50)

E.B.



## Bücher für Übersetzer

**Allgemeines deutsches Reimlexikon.** Herausgegeben von Peregrinus Syntax. Mit einer Gebrauchsanleitung von Hans Magnus Enzensberger. Insel Verlag (it 674), Frankfurt am Main 1982. 2 Bde., rund 1700 Seiten, DM 28,-.

Mit 300 000 Reimen sei es das vollständigste Reimlexikon deutscher Zunge, rühmt sich dieses Nachschlagewerk. Und nicht genug zu rühmen ist der Insel Verlag, daß er das 1826 erschienene Kuriosum durch seinen Nachdruck wieder zugänglich gemacht hat.

Die überwältigende Reimzahl ist natürlich Augenwischerei. Sie kommt zustande, weil der Verfasser in seinem Reimwahn jedes Wort, auch das entlegenste, in allen nur erdenklichen Flektionsformen und Komposita aufgeführt hat. Und selbst die possierlichsten Fremdwörter und Eigennamen entgehen seiner Sammelwut nicht. Aber das macht gar nichts, im Gegenteil. Wer käme schon drauf, daß „Majoran“ sich z.B. auf „Magellan“ wie auf „Laberdan“ reimt?

Er berauscht sich regelrecht an Wörtern, dieser Peregrinus Syntax alias Ferdinand Hempel, und kein Leser, der nicht von seiner Sucht angesteckt würde. Somit ist dieses Kompendium ein unverzichtbares Hilfsmittel für den Blattlöhner, der sich ja häufig nicht leisten kann, tatenlos auf Inspiration zu warten: Ob er nun den erlösenden Reim findet oder nicht – anregend ist diese „Krücke zum Parnass“ für ihn allemal.

R.T.

**Hans E. Zahn: Englisch-Deutsches Glossarium finanzieller und wirtschaftlicher Fachausdrücke.** 2. wesentlich erweiterte Auflage. Verlag Fritz Knapp, Frankfurt am Main 1982. 648 Seiten, Leinen, DM 98,-.

Gute und aktuelle Wörterbücher kann es eigentlich nie genug geben, denn was man im einen nicht findet, steht vielleicht im anderen. Allerdings wird das für den Benutzer u.U. ein teurer Spaß. So ist auch das Erscheinen der 2. Auflage des *Englisch-Deutschen Glossariums* von Hans E. Zahn zu begrüßen. Der praktische Nutzen ist erstaunlich hoch. Das Buch ist aktuell und bringt wirklich viel – auch sehr spezielle Ausdrücke. Lücken – nun ja, sie gibt es, aber welches Wörterbuch hätte sie nicht?

Dringend zu raten wäre dem Verlag allerdings, bei einer weiteren Auflage einen recht störenden Mangel abzustellen: daß nämlich fast durchweg die Grundbedeutung zahlloser Begriffe fehlt (auch sie sind Fachtermini!); Ausdrücke wie *currency*, *capital*, *labour*, *control* u.a., von denen z.T. über 100 (!) Kombinationen angegeben werden, sind großzügig weggelassen worden. Warum eigentlich? „Labour“ heißt schließlich nicht nur „Arbeit“, und selbst die hat im Deutschen mehrere Bedeutungen, vor allem in der Wirtschaftswissenschaft. Könnte man sich zur Aufnahme dieser Grundbegriffe entschließen, würde das den Nutzen des Buches erheblich erhöhen, so daß man im Normalfall am Ende vielleicht mit zwei oder drei Wörterbüchern auskommt, und nicht mehr ein halbes Dutzend oder mehr wälzen muß.

Alles in allem aber ein nützliches Wörterbuch für den Fachübersetzer und jeden intensiver mit Wirtschaftsenglisch Befäßigten.

Wolfgang Rhiel

**Conte/Boss: Wörterbuch der Rechts- und Wirtschaftssprache.** Unter Mitarbeit von Ludwig Regele. Teil I: Italienisch-Deutsch. 3., neubearbeitete und erweiterte Auflage. Verlag C. H. Beck, München 1983. 417 Seiten, Leinen, DM 89,-.

Die Neuauflage dieses Fachwörterbuches stellt gerade für den anspruchsvollen Benutzer einen erheblichen und erfreulichen Fortschritt dar, wobei dahingestellt bleiben mag, wem dafür das größere Verdienst zukommt: dem Richter am Landgericht Hans Boss, der zusammen mit Dr. Conte als Verfasser firmiert, oder Rechtsanwalt Dr. Regele aus Bozen. Dessen Anteil dürfte beträchtlich sein, nicht nur weil er Mitglied der Juristenkommission war, die die Übersetzung der italienischen Zivilprozeßordnung ins Deutsche besorgt hat, sondern auch weil Südtirol das Territorium ist, in dem sich Übersetzungen und Übersetzungsversuche juristischer und wirtschaftlicher Fachausdrücke unmittelbar in der Alltagspraxis zu bewähren haben. Wenn dann noch die gegenwärtig in Deutschland geltende Terminologie durch einen deutschen Juristen eingebracht wird, der offenbar aktiv in der Rechtspflege tätig ist, dann darf man an dieses Werk mit hochgespannten Erwartungen herangehen. Und diese werden, das sei gleich gesagt, nicht enttäuscht.

Die Grenzen dessen, was auch der Fachmann zu leisten vermag, werden dann erreicht, wenn es eine genaue deutsche Entsprechung für italienische Termini ganz einfach nicht gibt. So ist das „registro immobiliare“ eben doch nur annähernd mit dem deutschen „Grundbuch“ gleichzusetzen. Dies werden die beteiligten Fachleute gewußt haben; wenn das Wörterbuch keinen Hinweis darauf enthält, so wohl nur deshalb, weil das handliche Format derartige Erläuterungen, die gleichwohl nicht ganz fehlen, nicht gestattet.

Vollständigkeit kann immer nur ein Wunschziel eines Wörterbuchs sein. Deshalb will es nicht viel besagen, wenn der Rezensent einige Lücken festgestellt hat, beispielsweise im Bereich des Gewerblichen Rechtsschutzes. Und wer in Italien einen Grundstückskauf tätigt, wird unweigerlich einmal mit der „nota di trascrizione“ (amtliche Mitteilung des Notars an das „Ufficio dei registri immobiliari“ über vorzunehmende Eintragungen) konfrontiert werden und dann vielleicht wissen wollen, wie dieser Ausdruck auf deutsch wiedergegeben werden könnte. Ähnliches gilt für „comunicazione giudiziaria“ (in der italienischen Rechtsprache ein genau umschriebener Begriff), „precettazione“ („Dienstverpflichtung“), „Ufficio Tecnico Erariale“ (am ehesten wohl mit „Vermessungsamt“ wiederzugeben).

Der Rezensent gesteht gerne, daß es ihm einige Mühe gemacht hat, überhaupt Lücken ausfindig zu machen, und seine Anmerkungen ändern nichts daran, daß es sich bei dem neuen Conte um ein von kompetenten Fachleuten sorgfältig zusammengetragenes, gewissenhaft ediertes, ausführliches und handliches Wörterbuch handelt, dessen Wert noch dadurch gesteigert wird, daß als Anhang eine Aufschlüsselung der in Italien auch so beliebten, aber auch gefürchteten Abkürzungen beigegeben ist.

Michael Obermayer

DER ÜBERSETZER erscheint zweimonatlich. Einzelpreis DM 2,40 zuzüglich Versandkosten. Herausgeber: Verband deutschsprachiger Übersetzer literarischer und wissenschaftlicher Werke e.V. (VDÜ) und Bundessparte Übersetzer der Berufsgruppe VS in der IG Druck und Papier. Verlag Druck und Papier. Verantwortlich: Klaus Birkenhauer, Kuhstraße 11, D-4172 Straelen 1. Redaktion: Eva Bornemann, A-4612 Scharfen, Vitta 7, Oberösterreich, Tel. (00 43) 7 27 52 35 oder (0 72 75) 2 35; Rosemarie Tietze, Implerstraße 28, D-8000 München 70. Herstellung: Lothar Letsche. Postscheckkonto für die Zeitschrift DER ÜBERSETZER: Stuttgart Nr. 93268-704 (Bankleitzahl 600 100 70). Für unverlangte Manuskripte keine Haftung. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion und mit Quellenangabe. – Druck: W. E. Weinmann Druckerei GmbH, 7024 Filderstadt 4 (Bonlanden).

4/84